

(Nachdruck verboten.)

76]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Aber dann kam es wie ein Sturm über ihn. Das Werk Doktor Laforéts war noch unter der Presse, er las noch die Korrekturen seines Anteils, da begann er mit seiner ganz eigenen Arbeit. Er sprach seinem Chef davon.

„Sie wollen also doch mein Konkurrent werden,“ lächelte der. „Werden Sie es! Es ist gut. Es schiebt nur meine Positionen weiter vor, es beschleunigt den Vormarsch. Wir werden so nur um so sicherer an der Spitze bleiben.“

„Aber ich werde deutsch schreiben.“

Doktor Laforét stutzte.

„Sie wollen ins Land der Theorien und nicht in unseren Verwirklichungen bleiben?“

„Ich muß mein ganzes Wesen geben können, in der Sprache, in der es wurzelt. Das ist notwendig. Ich will eine Darstellung geben, in der das Wissenschaftliche aus seiner strengen Gebundenheit herausgehoben ist, so, daß es doch bestehen bleibt. Ich will aus unseren Anstaltsmauern hinaus, aus unseren Bibliotheken und Zirkeln hinaus ins Leben! Und ich kann es nur da, wo mir das Leben selbst am lebendigsten wird: in meiner Sprache. Ich bin hier im Grunde doch ein Fremdling — und das ist gut so. Mein eigentliches Leben lebe ich daheim — und wenn ich eine Volkskraft in mir fühle, fühle ich sie aus dem Heimatlichen aufsteigen und im Heimatlichen sich befestigen. Die Heimat hat mich ganz im Besitz — und in ihr besitze ich mich erst ganz.“

Doktor Laforét neigte den Kopf ein wenig, um sich besser im Spiegel ansehen zu können.

„Wenn wir Franzosen nicht so reich wären, müßten wir eigentlich die Gastfreundschaft bedauern, die wir gewähren. Ich hätte gewünscht, daß sich Ihre Gedanken in unserer Sprache ausgesprochen hätten, sie gibt den Gedanken selbst etwas — tun Sie's in der Ihren. Wir beide stehen dann hüben und drüben, aber wir gehen vereint vor auf ein gleiches Ziel. Ich reiche Ihnen noch besonders die Waffenbrüderhand, lieber Freund.“

Und er neigte noch ein wenig den Kopf, einen leichten Schein im Spiegel besser zu sehen, der gerade um seine linke Schläfe spielte und einen eigenen Reflex in sein linkes Auge warf.

Philipp fiel der Titel ein: „Psychologie der Psychopathie. Die Zukunft der Freundschaft.“

Ehe er an die Arbeit ging, schrieb er an Weiß.

Es wurde ein langer Brief: Erzählung von Vergangenen, Pläne der Zukunft.

„Ich werde nun bald durch sein. Es war wie mit Eisen und Feuer, aber ich habe nun meinen ganzen Menschen heraus. Er ist aus lauter Gegensätzen geworden, aber nun spüre ich, wie die Gegensätze sich lösen. Enge und Weite, Unterdrückung und Freiheit, Heimat und Fremde; und kehre ich an einem stillen Ort ein — das Enge ist weit geworden, das Fremde verbindet sich mit dem Heimatlichen, ich halte Umschau und — wenn es glückt, ich halte auch Vorschau. Und ich hab's nun ganz allein erreicht. Wenn ich eine Hilfe hatte, war es eine Hand, die ich hielt. Aber die Hand selbst wußte nichts davon. Nun werd ich bange, daß gerade sei nicht gut gewesen — könnte nicht gut sein. Nun der Besitz winkt, bangt mir vor der Resignation. Und der Besitz ist doch alles, ist das Freie und Wahre, das andere ist Zwang und Gewalttätigkeit. Aber mag es gut sein, wie es ausfällt, ich habe mich fügen gelernt, ohne mich zu unterwerfen. Denn ich habe das Leben gelebt. Man muß das Leben leben, um seine Weisheit zu haben. Sonst hat man die Weisheit, aber das Leben nicht, oder man hat das Leben, aber seine Weisheit nicht. In diesem Sinne wollen wir uns als Freunde auflösen. — Nicht wahr — so stimmt's doch? Und so ist es uns bewußt! Es ist doch das Schönste, bewußt zu sein dessen, was schön ist. Dann geht nichts verloren. Eine Dame klagte mir einmal, daß sie schön war und es nicht gewußt habe — und da sie es gewußt habe, sei sie nicht mehr schön gewesen. Das

ist der Betrug in ihrem Leben gewesen, der sie um ihr Glück gebracht hat. Aber warum uns um das Glück bringen, um das Glück bringen lassen? Es schafft allein alles Gute und Schöne und Große. Das Leid mag es auslösen, aber schaffen, schaffen kann das Leid nichts. Es lebe das Glück! Denn es lebe das Leben!“

Dieser Brief kam nach drei Tagen zurück: die Post hatte einen kleinen grün umrahmten Zettel darauf geklebt: „Verstorben.“ Und der Postmeister hatte seinen Namen darunter geschrieben.

Der Tod Weißs traf Philipp im Innersten. Aber fast mehr noch schmerzte ihn die Art, wie er die Nachricht erhalten hatte. Denn sie war häßlich, peinlich. In Weißs Tod konnte er ein Einklingen in das All sehen, eine Harmonie, die verwirklicht war, nachdem sie im Leben ihren Grundakord nicht hatte finden können. Er konnte sich vorstellen, daß er schön hinübergeschlummert sei und daß es eine Schönheit, ein Frieden für ihn sein könnte. Nun blühte er auf dem Felde der Ewigkeit, in der Farbe und dem Glanze, wie er sie sich in dieser Irdischkeit gewonnen. Das Schönste, was er gewesen, und das Beste, was er besessen, nun lebte es weiter in der Erinnerung, in dem Gedanken an ihn und seine Freundschaft. Das konnte er denken, davon konnte er erfüllt sein. Aber diese Art der Nachricht, das war eine Härte, das war wie ein Gertenhieb in sein Antlitz, den ihm die Vergangenheit noch einmal verfeßt hatte. Sie hatte sich die beste Gelegenheit dafür ausgesucht, damit die Wunde dauernd schmerzen sollte und unergänglich sein mußte.

Wie lange war er schon tot? Woran war er gestorben? Hatte er ein langes Krankenlager gehabt?

Er ließ sich willig von all diesen Fragen quälen.

Dann raffte er sich aus der Dumpsheit auf, die ihn niedergeworfen hatte. Er mußte auch damit abschließen.

Er fuhr zum Kirchhof Père Lachaise. Er kaufte Blumen, viel, viel Rosen, und sonst alle Sorten, die er haben konnte. Es begann bereits ein wenig zu düstern, die Wächter ließen schon niemand mehr herein. An Bartholomäus Denkmal „Für die Toten“ legte er seine Blumen nieder, und einen Rosenstrauch warf er in die dunkle Pforte, in die verklärt das Menschenpaar schreitet, nachdem es über die Schwelle des irdischen Jammers getreten ist. Und er schritt die einsamen Wald- und Wiesenwege, die er mit Weiß gegangen — sie pflückten Blumen am Rande des Weges, und sie sahen über das Land hinaus, wo es fern und ferner wird und ins Unbestimmte wächst. Er feierte seinen Toten.

Aus dem Grauen löste sich eine Gestalt und schritt ihnen entgegen. Und dann war der Freund von seiner Seite verschwunden, und Philipp harrte allein der Kommenden entgegen. Da wurde ihm Angst. Hätte er nicht schon den Brief schreiben sollen, der zwischen ihnen ausgemacht war? Könnte nicht sein Brief ähnlich zurückkommen?

Der Wächter mahnte.

Auf dem Heimwege nahm sich Philipp trotz der ausgestandenen Angst doch vor, noch nicht zu schreiben. Aber er fühlte, das Rad war noch nicht ausgerollt, er mußte es gewähren lassen, ohne einzugreifen.

So schrieb er in der Aufgerührtheit seines Gemütes sein Buch. Er fühlte selbst, es bekam alles, was es brauchte. Es bekam auch die Bewegtheit des Schwärmens, so gezügelt sie war. Und es bekam den Herzenston, der die Gedanken einbringlicher machte, der sie förmlich aufschloß, wie ein kleiner heimlicher Schlüssel, der ein schweres Schloß zu öffnen weiß. Die Darstellung war anschaulich, die Artikel, die er früher vergebens geschrieben hatte, kamen ihm zugute, und die Phantasie war wie eine gute Freundin, die man im fremden Lande findet, daß sie einen hier heimisch mache. Sie machte ihn heimisch, auch wo er in die Fremde geriet.

Mitten in seiner Arbeit kam einer der seltenen Briefe von der Mutter. Er war ungewöhnlich groß. Er erzählte vom Spengler Schlüssel, wie er angefaßt gewesen, wie er Gemeinderat geworden und wie nun das ganze Land ein Feuer und eine Flamme sei: der Schlüssel sei als Sozialdemokrat in den Reichstag gewählt worden.

„Kein Mensch hätte das einmal gedacht. Auf der Kanzel

predigts der neue Kaplan, daß es Satanswerk sei. In der Fastenzeit hat schon ein Kapuziner gepredigt, der Antichrist geht in der Welt um. Wenn sie jetzt sagen Satan oder Antichrist, so ist jedesmal der Schlüssel gemeint. Ueberall hat er Reden gehalten, in Mainz und überall. Wer sich das sein Lebtag eingebild't hätt! Jetzt geht er nach Berlin."

So schrieb die Mutter.

Dann kam auch ein Brief vom Schlüssel selbst, und es wurde alles Tatkraft und Heimat um Philipp, Heimat und Tatkraft in ihm. Das drängte in ihm und beflügelte seinen Geist und führte seine Gedanken und Gefühle zu einem Ziele hin, zu einem starken, großen Ziele, das nicht mehr ferne sein konnte.

Was sich aber daheim vollzogen, das war die neue Zeit, die in sein Dorf gefunden hatte. Sie sollte auch ihn am Platze finden. Nicht wie es der Schlüssel in seinem Briefe meinte. Aber ebenso groß — und ebenso ganz. Ein Ganzer wollte er auf den Plan treten.

Wie dieses Jahr vergangen war! Es erschien ihm wie ein Pferd, das, vom sicheren Reiter gelenkt, in die Zügel knirscht. Nun war es zum dritten Male Mai geworden, seit er sich von Pierre getrennt hatte — nun waren die Bäume längs der Seine wieder grün, nun lag Paris wieder im Duft der Maien, geschmückt mit seinen schönsten Bunttheiten und seiner verführerischsten Anmut. Der Himmel war hell und flodrig. Man fühlte, daß die Welt weit war, daß sie sich von aller Winterenge freigemacht hatte.

Die „Zrennpflege“ erschien, von Doktor Laforet und Philipp bearbeitet. Das Manuskript seines Zukunftswerkes gedieh. Da kam eine seltsame, drängende Unruhe über ihn. Er fühlte die Fremde, das Fremdsein. Das nahm ihm ein Teil Sicherheit. Und wie ein Traum im Tage in leisen Anklängen aufwacht, so wachte es in ihm auf und sammelte sich und wurde deutlich und klar. Im Luxemburg-Park schlugen die Amseln, die Beete waren bunt, die Alleen waren belebt, die Wasser sprangen. In den Champs-Élysées blühten die Rhododendren, blühten die italienischen Anemonen, glänzte der Reichtum. Der glänzendste, vornehmste Reichtum.

Aber er war fremd hier, auf einmal fremd. Er war trunken des Schönen, und er blieb ihm dennoch fremd. Es war für ihn ein Verklingen von all dem, was er hier gelebt hatte, wund und voller Wehmut, und es weckte ein Helleres herauf, das sein eigen war, darin sein Herz und seine Liebe war, seine ganze Liebe und sein ganzes Herz.

Er stieg auf den Arc de Triomphe und blickte über die beglänzte Stadt, er sah hinauf nach dem Montmartre, der im grauen Glanz der durchleuchteten Luft lag. Und es wurde ein Lebenswohl. Ein tiefes und dankbares Lebenswohl, dies Schauen über die Stadt, die ihm schon Erinnerung geworden war in dieser Stunde voll wohliger Schmerzen.

Er fuhr zu Cook in die Avenue de l'Opéra und ließ sich ein Billett zusammenstellen. Als er das Reisebureau verließ, fügte es der Zufall, daß er die Algérienne noch einmal sah. Im Jogenannten „Loch“, wo sich immer die Wagen und Automobile stauen und ansammeln, besonders zu den Stunden, in denen die Rue de la Paix von den vornehmen Herrschaften und großen Halbwelttdamen besucht wird, hielt ein vornehmes Auto. Philipp wand sich zwischen den Fuhrwerken hindurch, gerade als es sich wieder in Bewegung setzte. Sein Blick fiel auf die Insassin des Autos. Es war die Algérianne. Sie sah auch ihn. Aber er blieb ungewiß, ob es ein Leuchten, allerdings ein sehr kurzes, in ihren Augen gewesen war. Sie lehnte sich in ihren Sitz zurück, blickte gelangweilt über die Menge hin und überfah ihn.

Nein, nein, es war alles schon Erinnerung geworden in ihm. Und diese war ohne Schmerz.

Lange stand er in der Nacht vor dem Hause des Montmartre, in dem er mit Pierre gewohnt hatte. Rings wars dunkel und still. Es fuhr schon kein Omnibus mehr. Mählich löschten die Lichter in den Fenstern aus. Dann und wann Passanten. Ein Pärchen hielt vor dem Hause an und klingelte. Das Tor ging auf und das Paar trat ein. Dann war alles wieder still. Und dann ging oben ein Licht auf — oben in ihrem Stübchen, seinem und Pierres. Ganz einsam ein Licht, hoch über der dunklen Straße, hoch über Paris. Schatten, die sich bewegten. Dann wurde das Fenster aufgemacht — ein Liedchen klang. Ein aarstiges, hartes Frühlingssiedchen von Jehan Nictus. Philipp kannte die Weise und den Text — und es schnitt ihm in die Seele: „Es zieht nach Biliton und nach Dredf.“

Er ging. Als er über der Brücke war, die den Friedhof überspannt, sah er sich noch einmal um. Das Licht in dem Fenster brannte noch. Und rings wars dunkel und still.

22.

Philipp verließ Paris mit geschlossenen Augen. Nichts sehen, nichts hören, jetzt nicht zurückdenken. Keinen Teil der Stadt mehr sehen, kein Bild der Straße. Jetzt fuhr der Wagen über einen belebten Platz; jetzt rollte er über eine Seinerbrücke. Und nun war es still und einsam rings. Philipp wußte nicht, wo das Gefährt jetzt passierte und wollte es nicht wissen. Nur fort. Im Gedränge des Nord-Bahnhofs.

Von dem Augenblick an, da der Zug stand, stieg er ein. Deutsche Laute. Er sah nach der Uhr. Noch eine Viertelstunde. Er setzte sich in seine Ecke und studierte sein Billett. Ein Geistlicher stieg noch ein.

„Ist das der Zug nach Köln?“

„Ja, mein Herr.“

Der Zug fuhr. Der Geistliche betete sein Brevier. Philipp dachte des Abschiedes von Doktor Laforet, der Vorschläge und Versprechungen, ihn im letzten Augenblick zu halten. Der Aussichten in französischen Diensten. Der Geistliche betete noch sein Brevier. Philipp schlief ein.

„Liedel!“ — er hob ein wenig den Kopf und schlief weiter.

Der Morgen war rot und feucht, da er aufwachte. Es war in dem sanften, grünen Tale von Verbiers. Hügel, Tal-senkung, Weide, helle Birken. Stille. Schwarzgefleckte Kühe, die weideten. Verschwiegenheit und Einsamkeit. Ein Wasserlauf. Liebliche Bilder. Da preßte es ihm die Brust und machte sie ihm doch weit. Auf der Höhe irgendwo hob sich eine Glocke und klang übers Land, hell, freundlich, ladend. Da umwehte ihn Erinnerung, das Herz wurde ihm weich. Da umschmeichelte ihn Liebe. Sein Dorf, die Wiesen, die Eulenmühle und die Selz, die Hügel mit den Wingerten, die Dörfer auf der Höhe. Er versank in ein Träumen. Dann fragte ihn der Geistliche nach deutschen Sitten, nach deutscher Art und Sprache. Sie kamen in ein angeregtes Gespräch. Und als sie Herbsthal passiert hatten und nur Deutsch gesprochen wurde, im scharfen preussischen Schnarrton, da war es Philipp, er müsse sich am Wohlklang der französischen Sprache festklammern, und er behielt sie bis Köln bei, das Gespräch mit dem Geistlichen, der übrigens aus Tours war und ein wunderbares Französisch sprach, immer mehr ausdehnend.

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

15]

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Heldt.

Doch die Mauern wuchsen höher von Tag zu Tag. Dabei war nichts zu machen; denn jetzt, wo es einmal so weit gekommen war, so sollte es auch ganz durchgeführt werden. Nicht mit seinem kleinen Finger würde er Jürgen helfen, sobald das Zimmer fertig war. Jetzt sollte die Brauchbarkeit des Kontraktes erprobt werden.

Das stand unerschütterlich fest.

Aber oft versiel er, die Mauerfelle in der Hand, in tiefes Sinnen und schaute mit schwermütigen Blicken zu. Ihm war, als bauten sie sein Gefängnis. In diesen Raum sollte er hineingesperrt werden wie ein Unruhstifter.

Täglich empfand er das deutlicher und schwerer. Trokdem baute er selber unverdroffen mit und ohne zu musen, als folge er dem unabwendbaren Befehl des ewigen Schicksals. Aber sein Mund schloß sich fester und fester und sein Kopf sank immer tiefer, während er die Steine zu seinem eigenen Gefängnis zusammentrug.

— Jürgen dagegen schien eine schwere Bürde abgestreift zu haben, wodurch seine fröhliche Natur überall zum Durchbruch kam. — Jetzt sah es ja endlich so aus, als ob der Druck weichen sollte, der von Anders Persönlichkeit ausging, dessen Geist hier eines weiten Spielraumes bedurfte hatte bei Tag und bei Nacht. Jetzt mußte er weichen, dieser Geist der Kleinigkeitskrämerei, und sein dörrender Atem sollte die Luft des Krageschen Hauses nicht mehr verunreinigen, die fortan eine günstige Fortpflanzungsstätte neuer Zeitgedanken sein sollte. — Jetzt war es nicht mehr Anders, der die Karre zog. Jetzt mußten die Dänenbewohner ihn für voll nehmen. . . . Gewiß, sie würden seine Hand ergreifen als Freund und Kamerad. Diese starken, einfältigen, treuherzigen Männer! Und der alte Anders, der würde schließlich auch noch dazu kommen! — Ja, ja, es ward heller um ihn! . . . Jürgen bewegte sich leicht und lebhaft, war bald draußen, bald drinnen, scherzte mit den Handwerkern, war freundlich zu Anders und lächelte Marie zu.

Die alten Möbel wurden ins Abnahmezimmer hineintransportiert, die Uhr, der Konfirmationsvers, die strohgeflochtenen

Stühle und das Iose, nicht nie- und nagelfeste Hausgerät. Jürgen pflückte mit flinker Hand alles herunter, bis nur noch die nackten Wände dastanden. Gerade so gefiel es ihm.

Er kaufte beim Tischler eine Sofabank aus Fichtenholz mit Strohkissen belegt, die ward zwischen den Fenstern an die Wand gestellt, dazu neue Tische und Stühle. Er kaufte eine große Lithographie von Friedrich VII., die über dem Sofa aufgehängt ward. Das Bild des Vorgesetzters der Hochschule brachte er an dem Wallen neben dem Bett an. Es ward eine Bretterdiele gelegt und Gardinentalpen aufgehängt. Es war nicht mehr das alte Zimmer des Krageschen Hauses.

Als das Abnahmezimmer vollständig fertig geworden war, nahm Anders von der Türschwelle aus mit einem langen Blick Abschied von seinem Eigentum, als solle er dem Leben Valet sagen. Dann ging er hinein wie in eine Grabkammer und schloß die Tür fest hinter sich zu. Und das alles tat er mit einer Seelenruhe, wie sie die alten Bizeunerhäuptlinge bewiesen, wenn sie sich lebendig begraben ließen in der Erde.

Jürgen und Marie aber setzten und säuberten ihr eigenes Zimmer und setzten sich dicht zusammen wie zwei Neuvermählte, die zum erstenmal mit voller Lunge die festliche Luft des wirklich eigenen Heims einatmen.

XIV.

Seitdem Jürgen jetzt durch Scheune und Stall schreiten konnte, ohne auf Anders zu stoßen, fühlte er sich als freier Grundbesitzer im Reiche. Erst jetzt eigentlich gehörte das Haus ihm.

Auf all den Dingen, an denen er da drinnen vorbeisritt, ruhten seine Augen frisch und fröhlich, als sei es das erste mal, daß er wirklich Besitz davon ergreife.

Und er fütterte, streute, düngte, striegelte und arbeitete hier in seinen eigenen Außenräumen mit lächelndem Munde.

Aber bald begriff er, daß die vielen Kleinigkeiten ihn festhalten würden vom frühen Morgen, wenn er aus dem Bett stieg, bis zum späten Abend.

Nur im Frühjahr und Sommer hatte man eben Zeit zum Atemholen. Lange dauerte es, bis er die großen, sanftigen Acker gepflügt und besät hatte. Und dann gab es Heu, das gemäht werden und Torf, der gegraben werden sollte, Gräben mühten gereinigt und Kartoffeln ausgegraben werden, — eine Arbeit griff in die andere über; es war eine fortlaufende Kette, von der kein Glied fehlen durfte. So oft er fort gewesen war, lag daheim das Veräumdete und wartete auf ihn.

Als dann der Winter kam, mußte der Dreschflügel fast unausgeseht geschwungen werden. Da war der Saft mit dem Brotkorn, der gefüllt sein mußte, dann der Saft mit dem Mehl, mit Malz und Kleie für die Schweine, und da war die Häckselmaschine, die mit leerem Rachen da stand und gähnte und neues Futter verlangte — das alles ballte sich zusammen zu einer einzigen großen Forderung. Es war wie ein stets geöffneter Rachen, der nie gefüllt werden konnte und der ihn aus jedem Winkel und jeder Ecke anrief. Jedes Ding wollte zu seinerzeit gemacht sein und er mußte allein für alles aufkommen.

Beinahe hätte Anders ihm gefehlt. Denn nicht nur mußte er seine Arbeit alleine verrichten, sie nahm sogar all seine Gedanken in Anspruch, so genau mußte er alles abwägen und berechnen, wenn jeder und jedes zu seinem Recht kommen sollte. Er hatte beim Kaufmann gesehen, daß er ihm soviel schuldete, als eine ganze Seite dieser großen rotlinierten Kaufmannsbücher fassen konnte. Die Bauerei hatte mächtig Geld gekostet. Und da waren noch andere Stellen. Und dann die Abnahme.

Die Dünenbewohner wuchsen geradezu in Jürgens Augen in dieser Zeit. Es mußten bei Gott doch ausgewachsene Männer sein, wenn sie sich hier draußen nähren wollten. Und bange waren sie auch nicht; fast alle hatten sie von vorne angefangen auf dem bloßen Sandboden. Und sie hielten aus, Sommer und Winter, jahrelang in ihrer ruhigen Weise. Außerlich merkte man ihnen nichts an; sie veränderten sich nicht, wenn es ihnen mißglückte, und noch weniger, wenn es ihnen glückte, diese starken, störrischen Männer. — Im Grunde war es ja so begreiflich, daß die ständige Schuferei eine Rinde in das Innere dieser Menschen hatte wachsen lassen. . . .

Jürgen begriff, wie diese Menschen ganz von selber an den täglichen Kleinigkeiten Heben bleiben mußten, die unausgeseht ein Netz spannen, das auch ihn gefangen nehmen wollte unter dem Dach des Krageschen Hauses.

Aber er wollte nicht in diesem Arbeitsgespinnst gleich einer toten Fliege hängen bleiben.

Wohl wollte er arbeiten, und zwar mit Leib und Seele, wenn es nöthig war. Aber der Kopf mußte frei bleiben. Sollte das Leben aus solch niedrigem Vorwärtsstrecken bestehen? — Niemals! — wenigstens das seine nicht.

Und dann lud Jürgen zu einer Versammlung ein.

Er glaubte bestimmt, daß es jetzt gehen würde. Mehrmals hatte er deutlich gemerkt, wie eilichen Dünenbewohnern eine Ahnung zu dämmern begann, wenn er mit ihnen sprach. Er sah es ihren Augen an. Natürlich ließen sie sich nichts merken. Aber eines Tages mußte es doch hervorbrechen, gleich einer von beiden Seiten geöffneten Schleuse, und die Verbindung zwischen ihm und ihnen würde da sein. Ein herrlicher Tag!

Und fast glaubte er ihn nahe. Ihm war, als spüre er es an sich selber. Und jetzt stand er auch viel besser und sicherer und freier da als ehedem, schien es ihm.

Mit dem Staublappen in der Hand stand Marie da und ließ ihre Blicke voll Stolz durchs Zimmer gleiten. Sie hatte erst kürzlich einen neuen Bettvorhang bekommen, die Bretter des Fußbodens waren weiß, und dann hatte Jürgen einen viereckigen, hölzernen Spudnapf angefertigt, der neben dem Sofa stand. Die Augen der schlanken jungen Frau glänzten mehr als früher, und ihr ovales Antlitz trug noch das echte Gepräge gesunder Schönheit. Jürgen trat ein mit zwei frischgrünen Wacholderzweigen, die er kreuzweise hinter das Bild Friedrich VII. steckte.

„Ich fand, er sollte eine Krone haben!“ sagte er. Sie blidten sich vergnügt ringsum.

„Aber wo sollen wir die Leute unterbringen?“ fragte sie. „Hier sind zu wenig Sitze. Jetzt fehlen uns die lange Bank und der Schemel!“

Indessen Jürgen wußte Rat. Er schaffte ein Bierfaß, einen Holzblock und ein paar Kisten herbei. Ueber diese Gegenstände wurden Bretter gelegt, und auf diese Weise brachte er einige primitive Bänke zustande.

„Es ist beinahe wie im Versammlungshause!“ lächelte sie. „Ja — ja! Das übrige müssen wir nun abwarten!“

Die Lampe mit der Glasglocke brannte. Die beiden Knaben waren in dem einen Bett hinter den Vorhängen zur Ruhe gebracht, und Klein-Kjesten lag in der Wiege, die in den Ofenwinkel geschoben war — die blauangestrichene Wiege mit der ausgebesserten Stelle.

Die beiden jungen Eheleute waren bereit, ihre Gäste zu empfangen. Er breitete die „Volkzeitung“ vor sich aus; sie stridte an einem Strumpf. Es war sehr still.

Die festgesetzte Zeit war überschritten, und Jürgen saß noch immer über seiner Zeitung, obwohl er in der Zeit zehn Zeitungen hätte durchstudieren können.

Plötzlich richteten sich beide mit einem Ruck auf. Eine Sekunde lang standen die Stridnadeln still. Im Flur ertönten Holzschuh-schritte.

Es war Sören Knaf, der ein Bündel Papier unter dem Arm trug.

„Guten Abend!“

„Willkommen, Sören!“

Er legte das Bündel Papier aus der Hand und nahm stille Platz. „Dies war also das erste Quartal,“ sagte er, „hier bringe ich die Hälfte der Blätter zurück; die sind ja immer schön zum Einwickeln zu gebrauchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über Revolutionen.

Von Georg Christoph Lichtenberg.

Zu den wenigen Deutschen, die das Glück empfanden, Zeitgenossen der größten Weltumwälzung, der französischen Revolution, zu sein, gehört G. C. Lichtenberg. Auch die Hinrichtung Ludwigs XVI., die so viel enthuflastische Schwächlinge umstimmte, vermochte diesen klaren Kopf nicht umzustimmen. Er ist nicht ohne Vorbehalt gegen die Einzelerkenntnisse der französischen Revolution, ist aber überzeugt, daß in Revolutionen sich die Entwidlung der Menschheit vollzieht. Lichtenbergs Notizbücher sind erst in den letzten Jahren, nach mehr als hundertjährigem Schlaf, soweit sie erhalten geblieben sind, vollständig und genau von Albert Reizmann veröffentlicht worden.

Es ist kein wichtiger Einfall, sondern die lautere Wahrheit, daß vor der Revolution die Jagdhunde des Königs von Frankreich mehr Gehalt hatten, als die Akademie der Wissenschaften. Die Hunde 40 000, die Akademisten 30 000, Hunde waren 300, Mitglieder der Akademie 30.

Glaubt etwa jemand, daß sich alte Mißbräuche aus der Welt so leicht wegwischen lassen? Die französische Revolution wird manches gute zurücklassen, das ohne sie nicht in die Welt gekommen wäre, es sei auch was es wolle. Die Bastille ist weg.

Unter die Mißverständnisse oder die falschen Darstellungen bei der französischen Revolution gehört auch die, daß man glaubt, die Ration werde von einigen Bösewichtern geleitet. Sollten nicht vielmehr diese Bösewichter sich die Stimmung der Ration zunutze machen?

Die französische Revolution hat durch die allgemeine Sprache, zu der es mit ihr gekommen ist, nun ein gewisses Wissen unter die Leute gebracht, das nicht leicht wieder zerstört werden wird. Wer weiß, ob nicht die Großen genötigt sein werden, eine Barbarei einzuführen. Jetzt im Herbst 1796 rüftet sich Rußland, das wäre vortrefflich dazu. Von diesem unwirthbaren Schlamm läßt sich vieles für unsere Staaten erwarten.

Experimentalpolitik, die französische Revolution.

Der schwächste aller Menschen ist der Volkstümling, der nach dem Leibe sowohl als der nach dem Geiste, ich meine der Hurer und der Betrüder, der, der mit Mädchen und der mit Religion hurr. Gott bewahre alle Menschen vor einem so hurenden Könige und Minister. Und Gott behüte einen solchen König und Minister vor vernünftigen Untertanen.

Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Ueber diese Frage ist sehr viel Gutes und Schlechtes gesagt worden. Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: Wer will es ihm wehren, wenn es entschlossen ist? Allgemein gewordenen Grundsätzen gemäß handeln ist natürlich, der Versuch kann falsch ausfallen, allein es ist nun einmal zum Versuch gekommen. Diesem Versuche vorzubeugen, müßten die Weisesten die Oberhand haben, und diese Weisesten müßten eine Menge der Weisesten oder der Unweisesten, gleich viel, kommandieren können, um die Vernunft der Besseren, und den Gehorsam der Schlechteren immer nach derselben Seite zu lenken.

Schreiben des Verbmeditus (Immermann) an die Pest zu Konstantinopel, nebst seiner Majestät Antwort darauf. Er bittet sie im Namen des gesamten aristokratischen Deutschlands, einen Einfall in Frankreich zu tun, um den Hunden den Garau zu machen. Es wird ihm aber in Gnaben abgepflogen. Unterzeichnet Faulfieber.

Was der Soldat für ein Tier ist, sieht man deutlich aus dem gegenwärtigen Krieg. Er läßt sich gebrauchen, Freiheit festzusetzen, Freiheit zu unterdrücken, Könige zu stürzen und auf dem Thron zu besetzen. Wider Frankreich, für Frankreich und wider Polen.

Volkstümliche Musik.

Volkstümliche Konzerte. Ein „Volksliederfaal“ hat sich in Berlin aufgetan, unternommen von Ludwig Meurer und Eril Reyer-Helmund, und hat am Freitag seine Konzerte begonnen, die nun allwöchentlich dreimal (Sonntag, Dienstag, Freitag) im Tiergartenhof stattfinden sollen. Preis 0,75 und 1,25 M., an Viertischen ohne Rauchen. Man kann einem solchen Unternehmen mit seinem guten Willen, weiteren Kreisen eine leicht zugängliche Musik darbieten, von vornherein nur mit Interesse entgegenkommen. Bei dem ersten dieser „volkstümlichen Liederkonzerte“ hatten wir sogar die Freude, einigen wirklichen Volksliedern zu begegnen. Die meisten von ihnen wurden gesungen von Hedwig Kaufmann-Weidert, die uns von einem Konzerte der „Freien“ her in gutem Andenken steht; und da tat eine ausdrucksreiche Gesangskunst noch das Ihrige dazu, um uns ein „Zitländisches Tanzlied“ und ein paar süddeutsche Volksstrophen recht sympathisch zu machen. Der Vortrag einiger unbegleiteter Chöre durch den Groll-Verein erinnerte uns an den vor mehreren Jahrzehnten hier wirkenden Komponisten und Dirigenten E. A. Groll, der mit seiner Begeisterung für den ausschließlichen Wert der Volksmusik wohl auch an dem neuen Unternehmen seine Freude haben würde.

Aber nun darf man doch fragen: Wenn schon der volkstümlichen Liederkunst und speziell dem Volksliede selbst gehuldigt werden soll, ist es da berechtigt, wieder nach landläufiger Konzertweise ein Durcheinander von allerlei zu geben und dabei Kunstgesänge voranzustellen, wie man sie auch sonst zu hören pflegt? Ein Festchor aus einer Gluckischen Oper ist allerdings eine erfreuliche Seltenheit, im Gegenzug etwa zu einer italienischen Arie von Beethoven, aber was ist daran „volklich“? Könnten wir nicht mal z. B. eine Arie aus Ludolf Waldmann bekommen, für den jetzt eben zu einer Ehrengabe aufgerufen wird?

Es scheint fast ein Verhängnis auf all unseren Gesangsvereinigungen zu laffen: sie finden nicht recht den Anschluß an die Sanges-tradition unseres Volkes. Wie dankenswert und dankbar würde es sein, wenn sie uns ein Bild davon gäben, wie die verschiedenen Stände feierzeit ihre Leiden und Freuden hinausgesungen haben und wie sie es wahrscheinlich heute noch tun! Aber gute Klassikermusik und schlechte Liedertafel beherrschen fast allein die Sangesprogramme. An bereits zahlreichen Volkschören — im Sinne von gemischten Arbeiterchören — fehlt es nicht. Jedoch z. B. schon bei unserem „Berliner Volkschor“ ist ein eigentlicher Volkslied-Abend, wie es der neuliche mit den Madrigalen war, eine Ausnahme.

Die stetige Ueberlieferung urwüchsiger Heimatmusik ist wohl gar nicht in der Gesangs-, sondern vielmehr in der Instrumentalmusik zu suchen. Namentlich draußen auf dem Lande soll es mit dem Gesangsvereinswesen ganz jämmerlich stehen und das Volk selbst gar keinen Anteil an ihm nehmen — dank einem guten Instinkt. Um so mehr aber werden die Musikkapellen, die eigentlichen Spielleute, zumal in den Alpenländern, als gute Bewahrer uralter Traditionen gerühmt. Dazu kommt, daß in vielen kleinen Städten noch die alte Einrichtung der Stadtmusikanten besteht, die ganz einfach das Handwerk vom Lehrling angefangen vertreten. Aber wohin ist die frühere Fürsorge eifriger Städte für ihre Volksmusik oder für all die Varianten der „ritterlichen Trompeterkunst“ u. dergl. ent-

schwunden? In Berlin gibt sich ein oder der andere Künstler alle Mühe, die alten Schätze und Gepflogenheiten wieder zu erwecken. Doch es scheint da ganz besonders an unseren Stadtverwaltungen zu fehlen, die gerade hier vertragen.

Ein volkstümliches oder sagen wir: billiges Konzerte fehlt es ja keineswegs mehr. In Frankfurt a. M., Hamburg, Nürnberg und München und wohl auch anderswo, zum Teil durch Gewerkschaften, finden solche Konzerte mit Preisen von etwa 30 oder 40 Pf. statt. In Berlin bekommen die uns schon bekannten Versuche Fortsetzung und Ergänzung. Am Sonntag begannen die Populären Konzerte des Blüthnerorchesters (75 Pf. bis 1,50 M.) und die Sonntagskonzerte des Schiller-Theaters (75 Pf. bis 1 M.); am Dienstag wurden „Volks-Sinfonie-Konzerte“ in der Neuen Welt, und zwar als städtische Veranstaltung von Rigdorf eröffnet (20 bis 60 Pf., mit Alkohol und Rauch). Mehrere Appelle an Städte wie Berlin und Wien um öffentliche Musikspiel scheinen vergebens.

Aber vielleicht machen uns diese populären Instrumentalkonzerte die besondere Freude und bestimmen sich besserer Programme, als es die der üblichen Kunst- oder vielmehr künstlichen Abende sind.

Vortäufig sind sie hauptsächlich nur für Hörer angelegt, denen der musikalische Stoff bereits näher vertraut ist. Am meisten gilt dies wohl von den Konzerten im Schiller-Theater. Namentlich das dort gepflegte Klaviertrio ist eine Feinsamersache, allerdings auch in dem Sinne, daß die Stücke mit feinem Geschmack vorgelesen werden. Breiter wirken etwa Lieder von Schubert, zumal wenn sie so vollendet zu hören sind, wie dort. Aber nun denke man sich einmal in die Hörer aus weiteren Kreisen hinein: was bedeutet für sie eine Programm-Ankündigung wie „Em. Chabrier: Espana-Rhapsodie“ im Blüthner-Konzert, oder „Bizet: „Les Préludes“, sinfonische Dichtung im Rigdorter Konzert?

Hier hats die Stadt gleich im größeren angelegt: Blüthner-Orchester unter Hofkapellmeister v. Strauß. Sogar Beethoven's Pastoralisinfonie gab es da; doch wieviel würde gewonnen sein, wenn das Programm auch die deutlichen Erläuterungen des Komponisten hinzugesetzt! Ueber die Vortragseinstellungen selbst ist da wie dort am wenigsten zu klagen, zumal wenn man annimmt, daß der Rigdorter Abend noch nicht über viel Proben verfügen konnte. Merkwürdig: alle die drei letztgenannten Konzerte hatten, und zwar wohl mit besonderem Eindruck, den Russen Tschaikowsky auf dem Programm.

Wenn aber solche Konzertunternehmungen nicht auch in die Tradition der Volksmusik hineinlangen: wo bleibt uns da sonst noch Hoffnung darauf?

Kleines Feuilleton.

Märtyrerinnen der Tanzkunst. Der geniehende Bewunderer körperlicher Anmut und Grazie, der wohl in seinem Parteilichig zurückgelehnt die zierlichen Ballettenschen mit einem Lächeln auf dem rötlich gepuderten Gesichtchen über die Bühne schweben sieht und auf den Augenblick wartet, in dem schließlich die berühmte Prima Ballerina, die große Tänzerin, aus den hütchenförmigen Kulissen hervorschießt, er weiß wenig von den furchtbaren Qualen, von den körperlichen Leiden und Entbehrungen, die der berühmte Star überwinden mußte, ehe er wagen durfte, unter dem rauschenden Beifall bewundernder Zuschauer die Geleze der Schwerekraft scheinbar zu widerlegen. In „London Magazine“ schildert James de Conlay die Mühen und Leiden der gesunkenen Tänzerin. Mit Entzücken sah jeder die Gense mit ihren zierlichen Füßchen in wirbelnden Pirouetten über die Bretter gleiten, aber wer von den Tausenden weiß, daß die vielbewunderte Tänzerin fast allabendlich nach dem Auftreten hinter den Kulissen vor Schmerz weinend zusammenbrach und mit peinvorgerzten Lippen auf die kleinen Füße sah, die soviel Begeisterung hervorgerufen hatten. Odette Valérie mußte schließlich den ganzen Tag über in einem vollkommen dunklen, stillen Raum liegen, um ihre Kräfte von den gewaltigen Anstrengungen zu erholen, die ihr Beruf ihr grausam auferlegte. Wenn die Pavlovna am Abend ihren Tanz vollendet hat, dann sinkt sie in die Knie. Große Tänzerinnen sinken nach anstrengenden Leistungen hinter dem Vorhang oft kraftlos hin, wenn nicht eine Ohnmacht das gewaltsam gestörte Gleichgewicht der Natur wiederherstellt. Die kurzen Augenblicke des Triumphes sind teuer erkauft, die heiteren Gemüthe des Lebens bleiben der echten Tänzerin fast immer verschlossen. Die Volksmeinung geht irre, wenn sie mit einer Tänzerin so gern die Vorstellung von einem sorglosen, ausgelassenen Lebenswandel verknüpft. Die Anforderungen des Berufes sind rein körperlich so schwer, daß sie von selbst eine Reinheit des Lebenswandels zum Geleze erheben. Das Ballett erzieht seine Höglinge zu den ehrsamsten Frauen der Welt, zu denen, die hart arbeiten und maßlos leben. Als kleines Kind von sechs Jahren beginnt für die kommende Tänzerin der Ernst und die Bitterkeit des Lebens, und jeder Schritt, jede Bewegung erfordert fast ein Jahr Lehrzeit. Viele Jahre vergehen, bis sie zum ersten Male als Elebin ein paar Mark Wochen-gage verdienen, und fast immer liegt eine zehnjährige Lehrzeit hinter dem zarten Mädchen, bis es sich zur „ersten Reihe“ vorgearbeitet hat und eine Wochen-gage von vielleicht 40 M. bezieht. Aber dann, wenn Fleiß und Talent sich glücklich vereinen, dann kommt auch die bessere Zeit.